

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 91 (1965)
Heft: 47

Rubrik: Ghaue oder gschtoche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ghaye oder gschoche

Die Deutschen ante portas!

Endlich ist es so weit, daß wenigstens der Großteil der Ferienreisenden wieder heimgekehrt ist. Es dürften nur wenige sein, die zurzeit noch irgendwo am Nil an der Sonne braten, sich auf den Kanarischen Inseln kühle Luft zufächeln oder die, an einem tripolitanischen Sandstrand sich räkelnd, erholsam mit den großen Zehen spielen. Auch Mallorca dürfte sich weitgehend entleert haben, jene Insel, wo man – wie ein Reisebüro empfehlend berichtet – Jahr für Jahr 100 000 (hunderttausend) Touristen mehr zählt, vor allem Deutsche, was anzufügen das Reisebüro unterließ. Im Jahre 1950 sollen 230 Deutsche nach Mallorca gefahren sein; 1964 waren es schon 150 000, heuer 200 000. «Ferien sind schön», seufzen alle meine Freunde und Bekannten, «aber ach, diese Deutschen!»

In der hochberühmten Poti-Galerie zu Farenzo beispielsweise. Da steht man verträumt oder andächtig oder versunken oder begeistert vor einem Bild von Masaccio oder Lippi oder Botticelli oder Giorgione; es ist kühlt, es ist ruhig, es ist erbaulich, es ist höchst bildend – es ist zutiefst oder zuhöchst ferienhaft; und da bricht es aufs mal in diese Stille herein wie aus dem Teutoburgerwald, da tost es durch die Korridore, quillt es in die Säle, ein Aufschrei, ein Tumult, eine ganz verfluchte Sauerei, wie man nicht umhin kann, unter solchen Umständen selbst vor einem begeisterten Corregio zähnekirschen zu zischen. Diese..., diese... – das hat jetzt gerade noch gefehlt; hat man denn nirgends vor ihnen Ruhe, müssen sie denn stets in Herden oder Horden auftreten – diese Deutschen! Und zwei solche typischen Deutschen drängen sich aus der lärmenden Meute, schieben sich mir zur Seite, staunen dann auch auf den Corregio, und dann sagt der eine, nicht ohne Anerkennung, versteht sich: «sch'glatt-hä, 'pfridschutznamal hä!?!» Sie kommen von irgendwo an der Töß her,

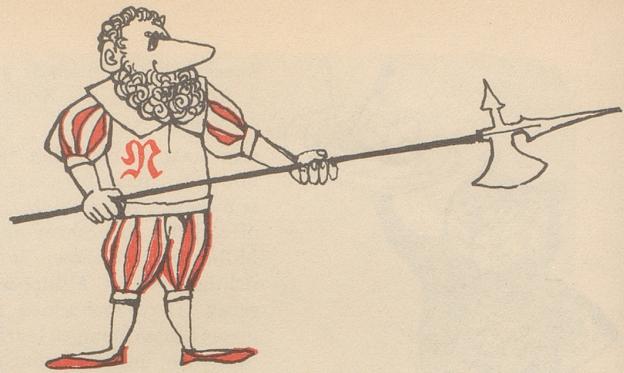
'pfridschutz diese Deutschen, hä? In Porto Santa Lucia ist man allein. Es war ein Geheimtip für 1965. Essen rustikal, aber Sandstrand oho. Und noch nicht entdeckt von den Reiseagenturen. Fischer sind die einzigen im verschlafenen Dorf, ein einziger, einsiedlerischer Engländer von über siebzig noch, und den Strand hat man allein. Wunderbar! Man träumt auf das Meer und in einen James Bond, man blinzelt in die Sonne und einer jungen Bäuerin zu, und kein Autolärm, kein Gedränge, kein Toilettenzwang, und die drei «Albergo» mit Bistro träumen auch und sind leer bis auf Fliegen und am Abend, und die Kinder bauen schon den zweiten Tag an ihrer Sandburg, da pustet es, und nochmal und nochmal und erneut, und um die Ecken brausen in geringen Abständen, aber in nicht geringen Staubwolken vier Cars, und Gejubel und Holeen, und die verfluchten Deutschen haben den Geheimtip 1965 und uns entdeckt, laden aus im Dorf, besetzen Pensionen und Bistros und vertreiben selbst die Fliegen. Hier endet ein Auszug nach Aegypten und beginnen sämtliche sieben Plagen, und es wälzen sich Myriaden und Hekatomben heran wie Sand am Meer, den man wegen ihnen kaum mehr sieht – wegen den Deutschen. Sie bleiben, begeistert, voraussichtlich und min-

destens acht Tage, pauschal und alles inbegriffen, auch die Sandburg, die sie unter dem Geheul der Kinder zerstampfen, sie zerren an den Booten, schleppen Bänke, zupfen an ausgehängten Netzen, schreien nach den Fischern, besetzen die Bistros – Himmel diese Deutschen! – und gruppieren sich schamlos, nämlich in Hosenträgern, auf der winzigen Mole, Gelächter, Gekreisch, vorbei die Ruhe, rücken zusammen, verstummen nur kurz, um den Ton abzunehmen, und singen, mehr laut als schön, aber nicht ohne unmotiviertes Trillalala dazwischen – diese neunmal ins Pfefferland verwünschten Deutschen, nirgends, nirgends, aber wirklich nirgends hin kann man mehr reisen, ohne von ihnen niedergewalzt, ja niedergewalzt zu werden! – singen also – den «Schweizerpsalm», denn sie kommen von irgendwo an der Limmat her und tun alles, um ihre Vereinskasse zu vertun. Diese Deutschen!

Sowohl Spaß als auch Ironie beiseite, und soweit das, was mir meine Freunde berichteten, diese Armen. Diese Aermsten zogen aus, weit in die Fremde, um Fremde zu genießen und Helvetischem zu entrinnen. Und sie fanden Helvetien in Fernausgaben. Ich meinerseits verbrachte die Ferien daheim, traf selten Schweizer, und wenn ich jemanden traf, dann

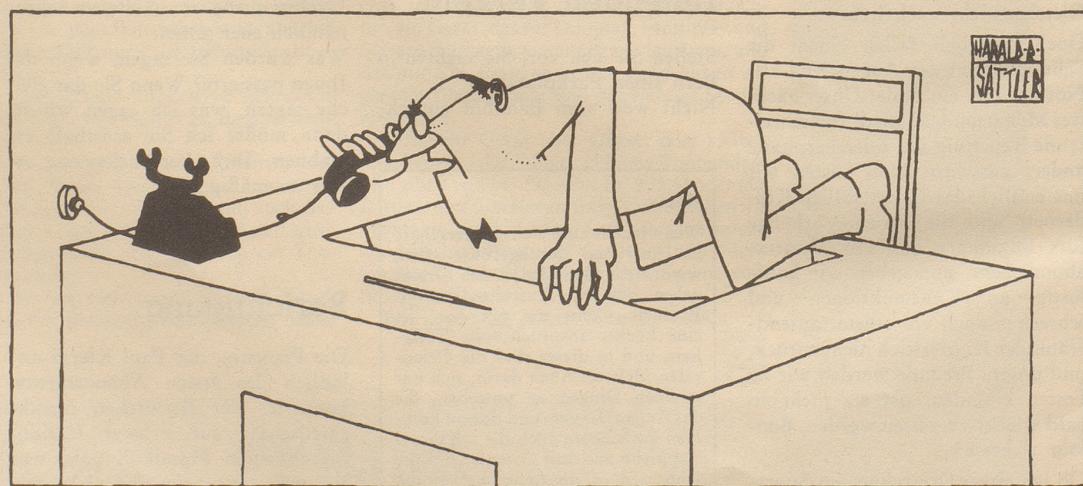
waren es Fremde – die der Arbeit nachgingen, wenn Sie wissen, was ich meine.

Bruno Knobel



«Schweiz – Western Germany»

Wie sehr nicht etwa wir Schweizer respektive Europäer uns um die Entwicklungsländer bemühen, sondern umgekehrt jene um uns, das geht völlig eindeutig aus meinem Briefkasten hervor. Er ist gefüllt mit vervielfältigten, gedruckten, manchmal auch kostbar eingebundenen und illustrierten Mitteilungen von Gesandtschaften, Botschaften und in- wie ausländischen Publicrelationsabteilungen, hinter denen deutlich spürbar die große Staatssubvention steht. Alle diese Publikationen wollen mich davon überzeugen, daß der mehr oder weniger junge Staat, der mir das Papier sendet, eine bestausgebauten Demokratie ist, interessant für geschäftlichen Verkehr wäre und friedlichen Kontakt mit dem Westen auf allen Gebieten erstrebe. Auch sonst lerne ich viel. Vor allem sehe ich, wie die Amerikanisierung der Geschmäcker zunimmt: Pinupgirls nun auch im kommunali-



«Sparmaßnahmen hin oder her — ich verlange ein längeres Telephonkabel!»



Besondere Gelegenheiten ...

stischen Osten und hübsche Bikini-meitschis in arabischen Strandkörben. Schwierigkeiten scheinen manche dieser Propagandazentralen noch mit der Anschrift zu haben; deutlicher gesagt: Die guten Leute wissen nicht immer, wo die Schweiz genau liegt. Daß es Helvetien gibt, scheint ihnen bewußt zu sein – aber was soll ich von jenem *afro-asiatischen* Büro in London halten, das konstant hinter meinen Wohnort schreibt: «Schweiz, Western Germany»? Daß unsere Post so etwas abliefer, finde ich großzügig.

Trotzdem spottet ich nicht über die Unwissenheit der Unterentwickelten. Und zwar nicht mehr seit einer Woche. Vor einer Woche nämlich sagte mir ein Unesco-Beamter, daß in asiatischen Schulbüchern mehr über die Schweiz zu lesen sei als in schweizerischen über Asien. Und das läßt für die Zukunft doch einiges hoffen; für eine Zukunft, die hoffentlich nicht im Zeichen unserer eigenen Unterentwicklung stehen wird.

Christian Schaufelbühler

Schlußchor in Beethovens neunter Symphonie verzichten und Schillers «Freude, schöner Götterfunken!» nicht anstimmen müssen. Erfreut ist auch die Zürcher Kriminalpolizei nicht. «Wir haben zu wenig fachkundig geschultes Personal in unserem Spezialdienst, um die großen und umfangreichen Betrugsfälle zu bearbeiten», kümmernde Paul Grob, der Chef der polizeilichen Kriminalabteilung, und stöhnte: «Diese Fälle sind außerordentlich zeitraubend. Die Akten füllen mehr als ein Büro in der Kantonspolizei.»

Weil ich höchst ungern Steuern zahle, wollte ich vorerst ausrechnen, was der gewöhnliche Staatsbürger an die Polizei- und Gerichtskosten zu bezahlen hat, die einige wenige außergewöhnliche Gauner und Betrüger dem Staat (das sind wir!) verursachen. Aber die Sache war zu kompliziert; das Bruchrechnen hat mir von jeher Mühe gemacht. So beschränkte ich mich auf eine einfache Rechnung und zählte «einfach» das zusammen, was innerhalb eines einzigen Jahres drei Betrugsfälle in Zürich an Millionen verschlungen haben:

- 1) Fall Oertli und Sohn (beide sind flüchtig); Deliktsumme: 10 Millionen Franken
- 2) Fall Paul Hoffmann (wurde am 21. September verhaftet); Deliktsumme: 15 Millionen Franken
- 3) Fall «Fineuran» (Marino Fellinger wurde am 21. Oktober verhaftet); Deliktsumme: 14 Millionen Franken

Insgesamt 39 Millionen Franken

lionen Franken ausbezahlt bekommen. Man schenkte ihnen allem nach Vertrauen, ich weiß es nicht, aber das weiß ich aus eigener Erfahrung: Wenn jemand in der Schweiz bei den nämlichen Leuten mit einer Sammelliste vorspricht und um eine Gabe oder Spende für einen guten Zweck – zum Beispiel für Invalide, arme Bergbauernfamilien, Tuberkulosekranke, Militärpatienten, Flüchtlinge – bittet, geht er leer aus. Oder er wird mit einem Fünfliber abgespielen und abgewiesen. Eine Banknote mit dem heiligen Martin hintendrauf bekommt er nicht, und bis er eine Million Franken beisammen hätte, könnte er bei diesen vorsichtigen, mißtrauischen und geizhaften Leuten solange die Runde machen, bis alle Hilfsbedürftigen längst gestorben wären. Dort aber, wo der Tanz ums goldene Kalb jeden Tag Junge verspricht, sind die Millionen Franken leicht und rasch erhältlich!

Wer wollte es mir verübeln, daß ich unter diesen Umständen nicht in Landestrauer fiel, als ich vernahm, es seien auf betrügerische, aber keineswegs neuartige Weise 39 Millionen Franken verschlungen worden. Philipp Pfefferkorn

sind Geburtstage, sei es Ihr eigener, der Ihrer Frau Gemahlin oder nacher Freunde. Da kann man freudigen Rückblick halten, neue Pläne schmieden und fröhlich sein bei einer Flasche HENKELL TROCKEN.

Darum, wenn Sie mich fragen – Geburtstage feiert man mit HENKELL TROCKEN, dem Sekt für Anspruchsvolle.

HENKELL TROCKEN

Henkell Import AG, Zürich
Telefon 051 / 27 18 97



Die Sprache, die am Nil man spricht, versteht der Durchschnittsschweizer nicht.

(Die Ziehungsliste ist jedem verständlich!)

15. Dezember

Ziehung der Landes-Lotterie



Das Nachdenken über Sprachgebrauch und über Alltags- und Kunstsprache führt immer wieder zur beschämenden Einsicht, wie sehr wir dem Gemeinplatzigen verhaftet sind und wie wir nicht loskommen von Wortwerkalkalogen, Wortversteinerungen. Das war wohl das Verdienst der Dadaisten, daß sie das gelallte Gestammel der geschliffenen Satzperiode vorzogen. Sie wollten wieder zur richtigen Sprache gelangen, ähnlich wie das Kind zur Sprache kommt, und übersahen, daß auch das Kind schon von den Eltern eine meist ungesäuberte, rundum verstaubte Klischeesprache vorgesetzt bekommt.

Friedrich Witz

DOBB'S TABAC

AFTER SHAVE LOTION
das hat Klasse



Das erstklassige Haus

in Sonne und Schnee für Sport, Ruhe und Erholung. Unterhaltung. Orchester. Nähe Bergbahnen, Hallenbad und Eisbahnen.

Januar und März

besonders günstige Pauschalpreise von Fr. 40.— bis 60.—

Tel. (083) 3 59 21 Dir. A. Flüeler

Telex 5 311 1

Seid verschlungen, Millionen!

Sie haben schon richtig gelesen; es handelt sich nicht um einen Druckfehler. Verschlungen, nicht umschlungen. So daß Sie, selbst wenn Sie sehr musikalisch sind, auf den



Unsere
Seufzer-Rubrik

Warum

entstehen die längsten Autoschlangen immer dort, wo ein Polizist den Verkehr regelt?

R. Z., Ettiswil